



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Die Jugend will über die Zukunft mitbestimmen. Das machen Jugendbewegungen wie Fridays for Future oder March for Our Lives unmissverständlich klar. Doch statt die Jugendlichen ernst zu nehmen, werden ihre Anliegen von Parteien und PolitikerInnen immer noch überhört. Die Jugend ist nicht politikverdrossen, die Politik ist jugendverdrossen. Schon im November 2016, zwei Tage nach der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten, gründete Mareike Nieberding deshalb die überparteiliche Jugendbewegung DEMO. Sie fordert Parteien und PolitikerInnen auf, mit der jungen Generation ins Gespräch zu kommen, sie einzubinden. Weil sich die Antworten auf die drängenden Fragen der Zeit nur gemeinsam finden lassen. Wenn die Politik will, dass die Jugend sich für die Demokratie verwendet, muss sie ihr auch die Chance geben, die Demokratie für sich zu verwenden.

MAREIKE NIEBERDING

geboren 1987, hat Literaturwissenschaft und Publizistik in Berlin und Paris studiert und besuchte anschließend die Deutsche Journalistenschule. Sie arbeitet als Redakteurin für das Magazin der *Süddeutschen Zeitung* in München. 2018 erschien ihr erstes Buch, »Ach Papa – Wie mein Vater und ich wieder zueinanderfanden« im Suhrkamp Verlag. Im Jahr 2016 gründete sie die überparteiliche Jugendbewegung DEMO.

VERWENDE

M A R E I K E N I E B E R D I N G

DEINE

E I N P O L I T I S C H E R A U F R U F

JUGEND

TROPEN SACHBUCH

Tropen

www.tropen.de

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

nach einem Entwurf von Jonas Natterer

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Autorenfoto S. 1: © Tanja Kernweiss, München

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50367-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

DIE JUGEND IST NICHT
POLITIKVERDROSSEN

- 13 -

DIE POLITIK IST
JUGENDVERDROSSEN

- 47 -

MACHT KOMMT
VON MACHEN

- 73 -

***DIE JUGEND
IST NICHT
POLITIK-
VERDROSSEN***

EMPÖRUNG IST EIN FLÜCHTIGES GEFÜHL. Gerade noch brechen sich die Debatten in großen Wellen an den Klippen der Politik, schon sind sie wieder versickert. Empörung kann man nicht verschreiben und erst Recht nicht verordnen. Sie lässt sich nicht haltbar machen. Schlimmer noch: Sie stumpft ab. Die Psychoanalytikerin und Publizistin Julia Kristeva hat die Empörung einmal als »negativen Narzissmus« bezeichnet, als eine Haltung, die dogmatisch mache, weil sie von Abwehr und Zorn geprägt sei und keinerlei Interaktion mit dem anderen vorsehe. Kristevas Aussage stammt aus dem Jahr 2013. Sechs Jahre später ist die Empörung politischer Alltag. Das Gespräch der Gegenwart, sei es im Bundestag oder in Talkshows, auf Twitter oder am Abendbrottisch, folgt oft der gleichen Choreographie von Reiz und Reaktion: Etwas bis dahin Unsagbares wird gesagt, zum Beispiel, dass man eine Staatsministerin nach Anatolien entsorgen sollte, dass »Hitler und die Nazis [...] nur ein Vogelschiss« in der deutschen Geschichte seien oder, dass die Polizei zur Grenzsicherung im Notfall auch von Schusswaffen Gebrauch machen müsse. Das Gegenüber reagiert empört, zu Recht,

verurteilt die provozierende Aussage, aber kriegt sie nicht mehr aus der Welt. Der Tabubruch bleibt, und die Grenze des Sagbaren ist ein Stück weiter verschoben worden. Die Einzigen, die von dieser Empörung choreographie profitieren, sind die, die sie provozieren: die Feinde der Demokratie.

Parteien wie die AfD, PolitikerInnen wie Alexander Gauland, Alice Weidel oder Björn Höcke, Staatschefs wie Donald Trump oder Viktor Orbán. Sie alle spielen mit dem kalkulierten Skandal und der erwartbaren Erregung, die sie dann als Moralisierung gängeln. Aus der darauffolgenden Debattenmüdigkeit gehen sie jedes Mal ein bisschen breitbeiniger heraus. Sie setzen die Agenda. Sie bestimmen den Ton. Und sorgen dafür, dass der Aufschrei der Empörung mit jedem Mal ein wenig lauter sein muss, um gehört zu werden. Das erhöht die mediale und politische Eskalationsstufe und lässt diejenigen mit ihren Einwänden und Meinungen zurück, denen die Puste ausgegangen ist, die für solche Auseinandersetzungen keine Kraft haben, die nicht selbst zum Ziel von Hass und Hetze werden wollen.

Die Empörung vertieft den Riss. Zwischen denjenigen, die sich erregen, egal ob sie rechts oder links stehen oder irgendwo dazwischen, und denen, die still bleiben, vielleicht sogar gelassen, die sich sorgen, aber nicht in Panik geraten.

Sollte man sich an ihnen ein Beispiel nehmen, an den Stillen? Ist es ihr gutes Recht, sich auf ihre RepräsentantInnen zu verlassen? Oder sollte man sie zum Lautwerden ermutigen? Zum Dagegenhalten? Und was ge-

schiebt mit denen, die einen langen Atem haben, die sich schon oft empört haben und es weiter tun würden, aber die nächste Welle der Empörung einfach nicht mehr reiten wollen, weil die vergangenen Fluten sie wie Treibgut an den Strand der Gegenwart gespült haben? Welche Formen des Widerstands bleiben ihnen?

Ich bin ein Teil von diesem Treibgut. Ich sehe die Debatten in Wellen auf mich zurollen, aber ich schaffe es gerade nicht, mich in sie zu stürzen. Mir fehlt die Kraft. Nach drei Jahren der Reizbarkeit stecke ich wieder in einer kurzen Phase des faulen Optimismus.

Ein fauler Optimist ist für mich ein Mensch, der glaubt, dass schon alles gut werden wird, irgendwie. Jemand, für den Politik etwas aus den Nachrichten ist, der zwar weiß, was los ist, aber zu bequem, um aktiv zu werden. So wie ich im Moment, im Frühling 2019. Mein Kopf ist gerade voll von Privatheiten, Selbstbezüglichkeiten, voll von Dingen, die für mich persönlich wichtig sind, aber politisch nicht von Bedeutung. Für ein paar Wochen ist das vielleicht okay, für die Dauer einer Probezeit, den langsamen Start in ein neues Jahr kann man sich mal eine kleine Auszeit nehmen von der Politik, die unser aller Alltag ist. Aber nun ist es wieder an der Zeit, nach vorne zu treten, Verantwortung zu übernehmen, laut zu werden.

»»»

Denn eigentlich bin ich leicht entflammbar. Ich scheue keinen Streit. Deshalb habe ich im November 2016, zwei Tage nach der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, eine Jugendbewegung gegründet, die mit Workshops und Aktionen nichts weniger als die Menschlichkeit retten wollte. Am 10. November 2016 schrieb ich:

»Liebes Facebook, hiermit gründe ich eine Jugendbewegung. Ich weiß, man gründet keine Bewegung, sondern wird eine oder noch besser, ist eine. Aber ich will nicht mehr warten, ich kann nicht mehr zusehen. Ich überspringe das Werden und proklamiere das Sein.«

Der letzte Absatz meines Aufrufs lautete:

»Der Name der Bewegung lautet DEMO. Lasst uns einander zeigen, was uns bewegt. Lasst uns Demokratie machen. Lasst uns demonstrieren gehen. Lasst uns die Dämonen demontieren. Das hier ist ein Experiment mit offenem Ausgang. Ich habe keine Ahnung, ob es irgendwo hinführt. Aber einen Versuch ist es wert: Lasst uns DEMO sein.«

Als ich das tippte, saß ich auf meinem klapprigen Sofa in Berlin-Kreuzberg. Ich hatte die US-Wahlnacht mit FreundInnen in einer Ferienwohnung in Hannover verbracht, am Abend davor waren wir auf einem Konzert der Absoluten Beginner gewesen: »Denn irgendwie fängt irgendwann, irgendwo die Zukunft an, ich warte

nicht mehr lang. Liebe wird aus Mut gemacht, denkt nicht lange nach, wir fahr'n auf Feuerrädern Richtung Zukunft durch die Nacht«, summten wir auch nachts um halb drei noch ganz unschuldig kniffelnd und kiffend, als die ersten Hochrechnungen über den Bildschirm flimmerten und es nicht gut aussah für Hillary Clinton. Gar nicht gut.

So war auch das Erste, was ich am nächsten Morgen um kurz vor acht Uhr auf dem immer noch laufenden Fernseher sah, das ungläubige, siegestrunkene Gesicht von Donald Trump und seine verängstigt dreinblickende Familie. Seiner Frau Melania und seiner Tochter Ivanka stand das Entsetzen in den Augen. Wie mir. Ich fing an zu weinen. Als die Trauer der Wut wich, riss ich das Fenster auf und schrie »Fuck« in einen nebligen hannoverschen Hinterhof. Zwei Bauarbeiter grüßten zurück. Mit diesem Gefühl und dem Tocotronic-Song »Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein« schrieb ich den DEMO-Gründungspost, mit dem ich vom Spielfeldrand, aus der bequemen Position der Journalistin, mitten auf den schlecht gemähten Rasen des Aktivismus trat.

Mein Aufruf verbreitete sich schnell. FreundInnen und Fremde aus ganz Deutschland meldeten sich, sie wollten mitmachen und auch in ihrem Dorf oder ihrer Stadt überparteilich ins Gespräch kommen. Sie wollten raus aus ihren Filterblasen. Binnen weniger Wochen wurde ich von der Beobachterin zur Beobachteten, von der Chronistin zur Akteurin und es dauerte nicht lange, bis wir die ersten Treffen veranstalteten,

eine Slack-Gruppe eröffneten, eine Website bauten, die ersten Workshop-Konzepte verschickten, an Podiumsdiskussionen teilnahmen und ich im ZDF-Studio mit Jürgen Trittin, Peter Altmaier und anderen über die Außenpolitik von Donald Trump diskutierte.

Eine junge Frau, die junge Menschen zu politischem Engagement aufruft, sowas wird gern gesehen und gern gesendet. Ich nahm die Sichtbarkeit dankend an, als einzige Frau zwischen fünf Männern im Fernsehstudio bei Maybrit Illner, die ausgerechnet an diesem Abend ihre Sendung das erste Mal in 18 Jahren nicht selbst moderierte, sondern ihr Kollege Matthias Fornoff. Ich nutzte die Aufmerksamkeit, um mein Vorhaben voranzutreiben. Weil ich nicht wollte, dass uns bei der Bundestagswahl 2017 dasselbe passiert wie den Amerikanern mit Trump und den Briten mit dem Brexit. Beide Male wählten die Alten gegen die Jungen, die Vergangenheit gegen die Zukunft. Und die Vergangenheit siegte.

Deshalb hatte an diesem Abend und in den folgenden Monaten in meinem Kopf nur eines Platz: bis zur Bundestagswahl am 24. September 2017 mit so vielen jungen Menschen wie möglich über Politik ins Gespräch zu kommen, sie zum Wählen zu motivieren. Aber damit DEMO mehr werden konnte als ein Versprechen, waren Strukturen nötig, MitstreiterInnen, ein Vereinskonto, Notarbesuche. Innerhalb weniger Wochen wurde ich, die sonst allein an ihrem Schreibtisch ihre Artikel tippete, zu einer Viel-Mailerin und Viel-Telefoniererin, zu einer, die zuhause Bastelutensilien, Sticker und Flyer hortete, ihren Freundeskreis für ihre Sache einspannte, und

samstags um halb zehn auf Save-the-Democracy-Barcamps um MitstreiterInnen buhlte, statt verkatert zum Bäcker zu schleichen. Ich war zu einer Frau mit einem Ziel geworden. Dem Ziel, die Demokratie zu retten. Wie großartig, wie größtenwahnsinnig.

In den ersten Wochen nach der Trump-Wahl trieb mich vor allem eines: Angst. Es heißt, Angst sei ein schlechter Berater. Aber ohne Angst geht es nicht. Sie ist eine natürliche Schutzreaktion des Körpers, oft genug bewahrt sie uns vor dem Schlimmsten. Aber sie kann auch ziemlich zerstörerisch sein. Zum Beispiel, wenn man mit ihr Politik macht. Ich war ja nicht die Einzige, die Angst hatte. Die Pegida-DemonstrantInnen in Dresden formulierten auch Ängste. Und genau wie ich fürchteten sie sich vor Veränderung. Nur kam meine Angst aus einer anderen Richtung, sie ließ mich nicht nach Sündenböcken und Schuldigen suchen, ich ängstigte mich nicht vor »dem Fremden«, vor »Gesinnungsdiktaturen« und »Meinungskorridoren«. Ich trauerte keiner Vergangenheit hinterher, ich fürchtete um die Zukunft: Ich hatte Angst, dass die deutsche Gesellschaft aufhören könnte mit jedem Jahr ein wenig freier, gleichberechtigter, politisch korrekter zu werden (auch wenn der Begriff politisch korrekt in den Ohren vieler mittlerweile wie eine Beleidigung klingt, halte ich eine rücksichtsvolle Sprache heute mehr denn je für eine großartige Errungenschaft). Und damit auch jedes Jahr ein wenig gerechter, offener, weltgewandter, toleranter, besser.

Ich war getrieben von der Angst vor einem politi-

schen Rechtsruck und einem gesellschaftlichen Backlash. Genau wie die meisten meiner Freundinnen und Freunde, von denen nicht wenige aus Einwandererfamilien kommen oder in binationalen Partnerschaften leben. Die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum unterscheidet zwischen zwei Formen der Angst: zwischen der Angst, die verächtlich machen will, die Wut und Vergeltungslust in demokratische und rechtsstaatliche Verfahren umwandeln will. Und der Angst, die berechtigt ist und politisch fruchtbar sein kann. Ich las erst drei Jahre nach den Anfängen von DEMO in einem Interview über ihre Forschungen zur Angst. Sie beschreiben meine Erfahrungen im Nachhinein ziemlich gut.

Denn je größer DEMO wurde, je mehr Menschen sich uns anschlossen, je mehr Veranstaltungen wir stemmten, je öfter ich selbst in Klassenzimmern voller Jugendlicher stand, je fruchtbarer die Idee des Miteinander-ins-Gespräch-Kommens war, desto mehr verflüchtigte sich meine Angst. Sie verwandelte sich in etwas Vorwärtsgewandtes, sie wurde produktiv.

Laut Aristoteles ist mit dem Gefühl der Angst untrennbar ein Gefühl der Machtlosigkeit verbunden. Und eben jenem Gefühl der Machtlosigkeit, dieser Ohnmacht im Angesicht einer drohenden Katastrophe, hatte ich eine zugegeben ziemlich impulsive Aktion – die Gründung einer Jugendbewegung via Facebook – entgegengesetzt. Diese Tat in den Tagen der Tatenlosigkeit nach Trumps Wahl riss mich aus meiner selbstverschuldeten Ohnmacht. Weil sie mir die Unterstützung anderer versicherte. Und sobald ich mich mit anderen

zusammengetan hatte, sobald wir gemeinsam in Bewegung kamen und die ersten Begegnungen und Veranstaltungen hinter uns lagen, waren wir, war ich nicht mehr machtlos. Ich hatte keinen Grund mehr, ängstlich zu sein.



In weiten Teilen des Landes, auch unter jungen Menschen, herrscht eine Art toxischer Realismus, der von zwei Sätzen lebt: Nimm die Dinge wie sie sind. Und: Du kannst sowieso nichts ändern.

Es gibt sicher Bereiche des Lebens, für die diese Sätze gelten, aber in Bezug auf Politik gehören sie verboten, verbuddelt, vergessen. Weil sie zutiefst antipolitisch sind, geradezu voraufklärerisch. Natürlich gibt es Grenzen des Möglichen. Ohne Amt und Mandat keine Macht über Gesetzesvorlagen oder Rettungsschirme. Es gibt ohne Frage vieles, auf das ich als Bürgerin keinen direkten Einfluss nehmen kann. Solange ich mich nicht selbst zur Wahl stelle, wähle ich meine Vertreter im Landkreis oder Bezirk, auf Landes- und Bundesebene. Ich lasse andere für mich Einfluss nehmen. Menschen, in deren Hände ich meine Hoffnung lege. Diese Hoffnung kann enttäuscht werden. Dann habe ich die Möglichkeit, ihnen bei der nächsten Wahl meine Unterstützung zu entziehen.

Aber Politik beginnt ja nicht erst an der Wahlurne. Politik ist, was das Miteinander gestaltet. Sie mündet in Bundestagsdebatten und Gesetzesvorlagen, aber sie beginnt in der Auseinandersetzung des Einzelnen mit

der Welt, die ihn oder sie umgibt. Politik ist immer und überall. Deshalb ist es so wichtig, als Einzelne von ihr Gebrauch zu machen.

Der erste Schritt dahin erfordert, dass man sich darüber klar wird, was in den eigenen Händen liegt und was nur »die da oben« ändern können. Niemand hindert einen daran, sich mit FreundInnen und Fremden zu treffen, mit ihnen zu reden, zu streiten, zu diskutieren, sich gemeinsame Ziele zu stecken und daraufhin Veranstaltungen zu organisieren, auf denen man mit Jugendlichen über Politik ins Gespräch kommt. Niemand hindert einen daran, vor einer Wahl die Parteiprogramme auf Flyern verständlich zusammenzufassen und diese Flyer dann in einer Wochenendaktion in der Berliner U-Bahn zu verteilen. Niemand hindert einen daran, »die da oben« durch Anrufe, Briefe und Aktionen darauf aufmerksam zu machen, was sie verändern sollen. All das haben wir mit DEMO gemacht, mit rund 50 MistreiterInnen, die sich oft nur aus Facebook-Gruppen und WhatsApp-Chats kannten, weil sie über ganz Deutschland verteilt waren. Natürlich gab es auch Kritik, die gibt es immer und die ist wichtig, aber es hat nie jemand versucht, uns an irgendetwas zu hindern. Im Gegenteil: Kaum waren die erste Schritte getan, die ersten Veranstaltungen angekündigt, meldeten sich andere Initiativen und Vereine und boten Expertise, Unterstützung und kostenfreie Räume an. Alle, die ich anrief, jede Freundin von früher, jeder Bekannte meiner Eltern, half entweder selbst oder vermittelte mich weiter. Das ist ein großartiges Gefühl. Zu merken, dass

einem Hilfe zuteilwird, wenn man sich traut, um sie zu bitten. Wenn man merkt, dass es keine große Organisation braucht, keine riesigen Teams und großen Budgets. Sondern, dass politisches Engagement vor allem eine Frage des Loslegens ist.

Genau darum soll es in diesem Buch gehen. Um Wege aus der Angst, Wege aus der Ohnmacht. Und um die Hoffnung, die ich habe, seit ich mit DEMO in deutschen Schulen unterwegs war.

Da saßen nämlich keine Mir-doch-Egalos, keine von Playstation und Smartphone zersetzten Ego-Zombies. Da saßen zugewandte, neugierige, sehr verschiedene junge Menschen, die zwar mit »der Politik«, wie ich sie als Journalistin wahrnehme, nicht viel anzufangen wussten, aber alles andere als unpolitisch waren.

»»»

Ist man selbst der Pubertät entwachsen, vergisst man schnell, wie das eigentlich war, das Jungsein und Heranwachsen. Der Blick auf die eigene Jugend changiert zwischen nostalgischer Verklärung und trotziger Verdrängung. Selten habe ich mir darüber Gedanken gemacht, wie ich als Mädchen und junge Frau war und wie ich auf die Erwachsenen in meinem Umfeld gewirkt haben muss. Ich hatte vergessen, mit welcher heiligem Ernst junge Menschen diskutieren. Wie groß die Sehnsucht nach Gerechtigkeit in diesem Alter ist. Und wie schwer es ist, als Jugendliche diesen der Jugend eingeschriebenen Widerspruch auszuhalten: sich von den